

Jedes Lächeln, das sie diesem Manne schenkte, jede Minute eines Beisammenseins mit ihm, waren Martern der Eifersucht für mich. War ich schon auf meinen eigenen Vater, ihren rechtmäßigen Gatten, rasend eifersüchtig, wie sehr nun erst auf jenen Fremden, der sie uns, mir zu rauben schien. Ich muß gestehen, daß sie beide die Form vorzüglich wahrten, solange mein Vater da war. Nicht ein Wort, nicht ein Blick, keine Geste, die einem harmlosen Außenstehenden das Recht zu irgendwelchen Vermutungen gegeben hätte. Aber, ich, ich war kein Außenstehender, ich war kein harmloser Beobachter, für meine Liebe war die bloße Gegenwart dieses Mannes schon zuviel. Ich verstand nicht, wie er es wagen konnte, zu bleiben, und der Instinkt des Liebenden hieß mich schärfer beobachten, als es sonst wohl ein Mensch meines Alters getan hätte. Und ich war nicht allein mit meinen Ängsten und Befürchtungen. Auch mein Vater war unruhig geworden. Nicht äußerlich, aber mir, dem die Augen für so manches aufgegangen waren, entgingen seine Blicke nicht, mit denen er manchmal seine Frau und Hans Heinzel in diesen Tagen zu streifen pflegte, Blicke eines treuen Bernhardiners, der seinen Herrn in Gefahr glaubt, Blicke eines Liebenden, der das Objekt seiner Liebe seinen Händen entgleiten fühlt, Blicke eines Gatten, dem Zweifel aufsteigen über die Beständigkeit, mit der seine Liebe erwidert wird.

Ich hätte meinem Vater gern geholfen, aber einerseits erschien es mir unmöglich, mit ihm von diesen Dingen zu reden, andererseits, statt ihn zu bemitleiden, empfand ich unbewußt eine Art trauriger Genugtuung über einen nicht minder unglücklichen Nebenbuhler. Bis eines Tages — Hans Heinzel war längst über alle Berge und hatte sich nur hin und wieder durch eine offizielle Karte gemeldet —, kurz vor der Abreise meines Vaters, er mich in sein Arbeitszimmer nahm; er hieß mich niedersetzen, lief aber selbst unruhig hin und her, vom Schreibtisch zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch, immer auf und ab. Plötzlich fing er an zu reden. „Peter“, sagte er, „ich fahre dieser Tage nach Hamburg, wie du weißt, und möchte vorher etwas mit dir besprechen. Du bist alt und verständig genug . . . Wollte Gott, daß ich nicht zu fahren brauchte, aber es geht nicht länger hinauszuschieben, ich habe ohnehin zu viel Zeit verloren. Noch nie bin ich so schwer gefahren . . . Schau, du bist . . .“ und dann unterbrach er sich wieder. „Man kann das doch nicht . . .“ und begann seine Lauferei von neuem, und sagte vor mir stehenbleibend und mich scharf ansehend: „Peter, wenn ich fort bin, bist du hier der Herr des Hauses, bewach es gut . . . paß gut auf, daß es . . . kein Unglück gibt. Du haftest mir dafür. Beschütze deinen kleinen Bruder und . . . deine Mutter.“ Dann wandte er sich ab, kramte in seinen Papieren und ich sah einen kleinen Revolver im Schreibfach liegen, den ich zuvor nie gesehen hatte. Er sagte an dem Tage nichts weiter zu mir, aber ich hatte ihn gut verstanden und ging wortlos hinaus. Am Tage seiner Abfahrt am Bahnhof nahm er mich noch einmal unauffällig beiseite, küßte mich sehr heftig und sagte nur noch einmal tiefernt: „Denke daran, was ich dir sagte, beschütze deine Mutter . . . und mich.“ Dann fuhr er ab.